

das prinzip bläserklasse (1)

von den anfängen der kleinen unterrichtsrevolution

Von Bertram Voigt

Vor etwa 15 Jahren begann die Umsetzung einer Idee, die den Alltag nicht nur zahlreicher Schulmusiker, sondern auch den vieler Musikpädagogen an Musikschulen und in Musikvereinen und letztlich besonders aber vieler Schüler zu revolutionieren versprach. Die Rede ist vom Klassenmusizieren mit Blasinstrumenten – einem Unterrichtsmodell, das einer Gruppe von 25 bis 30 Kindern, meist im Alter um zehn Jahre (5. Klassenstufe), die Möglichkeit eröffnet, mit einem Blasinstrument ihrer Wahl – von der Querflöte bis zur Tuba – gemeinsam zu musizieren. Dabei sind Vorkenntnisse eher hinderlich. Alle Klassenmitglieder sollen auf gleicher Wissensstufe beginnen. Das programmierte Chaos? Mitnichten.

Wie kam es zu dieser revolutionären Idee? Fakt ist, dass sich dieses Modell nicht aus der Schule heraus entwickelte, sondern von den Musikinstrumenten-Herstellern ausging. Sie stellten einen verhängnisvollen Rückgang an verkauften Instrumenten fest. Trotz hoher Investitionen in Werbung und Marketing brachen die Umsätze ein. Die logische Konsequenz: Neue Wege zu suchen, um die junge Generation von Schülern als zukünftige Instrumentalisten – und damit auch als zukünftige Kunden – für das aktive Musizieren zu begeistern. Nur über die allgemein bildende Schule konnten alle Kinder und deren Eltern erreicht werden, die nicht mit dem aktiven Musizieren in Kontakt kamen.

Was noch fehlte, war ein Konzept, das genau in diese Lücke passte. Fündig wurde man aus Kreisen der Instrumentenhersteller im kanadischen Modell der Musikpädagogik. Dort können Schüler ab der Junior-Highschool (etwa 5. Klassenstufe) zwischen Musik und Kunst wählen. Entscheiden sie sich für Musik, bekommen sie von der Schule zunächst ein Instrument geliehen und werden in ganzen Klassen nach dem »Band-System« unterrichtet. Als engagierter kanadischer Pädagoge konnte Bob Head für die Akademie

für Musikpädagogik in Mainz gewonnen werden. Er unterrichtete interessierte Schulmusiker, die Lust hatten völlig neue Wege in der Instrumentalausbildung zu beschreiten, um Schüler durch aktives Instrumentalspiel mit der Musik vertraut zu machen. Das Prinzip: Weg vom üblichen Klassenunterricht, der sich oft darauf beschränkte, über Musik zu reden, sie aber nicht aktiv und mit »richtigen« Instrumenten zu erfahren. Ebenfalls revolutionär war dieses Modell im Hinblick auf die bisherige Instrumentalausbildung an Musikschulen, die in vielen Bereichen vom Einzelunterricht ausging.

Das Interesse von Schulmusikern war leicht zu wecken, denn viele von ihnen wollten schon immer an ihre eigene Ausbildung mit hohem instrumental-künstlerischem Ansatz anknüpfen. Doch es galt noch, Kultusministerien zu überzeugen, die ja auch dem Fach Musik einen Lehrplan zur Seite gegeben haben, damit nicht beliebig von außen ins Unterrichtsprogramm eingegriffen werden kann. So musste zunächst ein Konsens gefunden werden zwischen den festgelegten Bedürfnissen der Schüler (laut Lehrplan) und den Möglichkeiten, die das Klassenmusizieren daraus erfüllen kann. Erstaunlicherweise wurde sehr schnell klar, dass alle Ansprüche fast aller Lehrpläne der Bundesländer ohne Probleme durch das neue Konzept abgedeckt wurden. Schließlich lernen Schüler einer Bläserklasse sehr schnell die Bedeutung unterschiedlicher Notenlängen, die Noten einer Tonleiter oder die Bedeutung von Tonarten, wenn die Vorzeichen sich von Stück zu Stück ändern. Damit konnte die Schwelle der Lehrpläne relativ rasch überwunden werden – wie beim Ravensburger Modell für Baden-Württemberg. Selbst Österreich und die Schweiz begannen, die Idee umzusetzen.

Wünschenswerte Voraussetzung der Musikakademie Mainz, die die Fortbildung organisiert: Die Schulmusiker haben ein Blasinstrument als Haupt- oder Nebeninstrument studiert. Und dann müssen sie alle anderen

Blasinstrumente so gut spielen lernen, dass keinem Kind schon bei der ersten Vorführung des Lehrers die Lust vergeht, gerade dieses Instrument zu wählen. Querflötisten üben auf der Tuba, Posaunisten lernen Doppelrohrinstrumente, Hornisten stehen am Saxophon – und dann wird getauscht. Alle Techniken wollen erlernt sein. Deshalb setzte die Akademie von vornherein zwei Jahre für die Lehrerfortbildung an, aufgeteilt in fünf Wochenend-Blockseminare. Experten stellen den Kollegen ihre Instrumente vor. Das ungeschriebene Gesetz: Niemand spielt bei den Seminaren sein eigenes Instrument. Schnell wurde den Teilnehmern der Fortbildung klar, dass nun noch einmal wie im Studium strenge Übedisziplin gefragt war.

Aber noch andere Schwierigkeiten standen bevor. Sollte eine Schule das Modell einführen, musste auch das Geld für die Erstaussstattung von in der Regel zwei Jahrgängen à 30 Instrumenten besorgt werden, denn das Modell läuft zwei Jahre in der 5. und 6. Klassenstufe, also waren zwei Klassensätze in den ersten beiden Jahren von der Schule oder dem Schulträger anzuschaffen. An dieser Stelle waren nun die Instrumentenhersteller gefragt, weil sie ihre freigewordenen Werbemittel als Zuschuss für die Ausstattung der Klassen geben konnten. Dass davon der Musikhandel nicht begeistert war, liegt auf der Hand. Die Instrumente wurden zwar über die Musikgeschäfte ausgeliefert, doch der Händler war finanziell daran nicht beteiligt, sollte aber für fachgerechte Wartung und Reparaturen sorgen. Doch auch hier spielte sich alles schnell ein. Denn viele der Schüler kamen nach zwei Jahren wieder zu den bereits vertrauten Händlern, um sich nun die eigenen Instrumente zu kaufen. Sie wollten weiterhin innerhalb und außerhalb der Schule ihrem neuen Hobby nachgehen, nämlich ein Blasinstrument zu spielen – am liebsten mit anderen zusammen.

In der nächsten Folge stellen wir die verschiedenen Modelle der Bläserklassen vor.